

Schweiz: Freikirchen drängen Queers in Konversionstherapien

Und bist du nicht hetero, so wirst du therapiert. Freikirchliche Kreise therapieren Homosexualität als Symptom einer Störung. In Zürich will ein Vorstoss das verbieten. Betroffene unterstützen dies.



Homosexuelle sind drogensüchtig und haben psychische Probleme. Sie sind Randständige, die pausenlos Sex haben, pro Woche mindestens mit sieben verschiedenen Partnern. Treu zu sein, ist für sie unmöglich. Lange Zeit zeichneten kirchliche Kreise dieses Bild von homosexuellen Personen. Und einige tun es immer noch.

Renato Pfeffer ist mit diesem Bild gross geworden. Er ist Mitglied der Freien Evangelischen Gemeinde (FEG) und schwul. Zehn Jahre lang versuchte er, mittels Therapie seine homosexuellen Gefühle zu heilen. Würden diese Konversionstherapien tatsächlich funktionieren, sie hätten bei Pfeffer anschlagen müssen. «Ich war der perfekte Patient», sagt Pfeffer und meint damit: jung, noch nicht sexuell aktiv, ohne homosexuelle Bekannte.

Heute ist Pfeffer 36 Jahre alt, Sekretär der EVP Zürich, Vikar in der reformierten Kirchgemeinde Horgen, Gemeinderat in Richterswil und immer noch schwul.

Er sagt: «Freikirchen sehen Homosexualität als Sünde, die einem den Weg in Gottes Reich verwehrt.» Sie beziehen sich dabei auf fünf Bibelstellen. Was in diesen Stellen tatsächlich beschrieben wird, bleibt Interpretationssache. Das Wort «Homosexualität» gibt es erst seit kurzem, es lässt sich nicht direkt aus dem Griechischen oder Hebräischen übersetzen. In den genannten Bibelstellen ist die Rede von «Lustknaben», von «Knabenschändern», es heisst, man solle nicht bei einem Mann liegen wie bei einer Frau.

«Doch für bestimmte kirchliche Kreise ist klar: Damit sind schwule Menschen gemeint», sagt Pfeffer, während er auf einer Parkbank am Zürcher Platzspitz sitzt. «Und somit muss jeder der Versuchung, also der Homosexualität, entsagen, nur dann wird die Seele gerettet.»

Pfeffer ist ein mittelgrosser Mann, seine Augen sind gutmütig, seine wenigen Haare perfekt frisiert. «Wer würde bei solchen Aussichten nicht wenigstens versuchen, etwas gegen das Übel zu unternehmen?», fragt er, und ein Lächeln legt sich über sein Gesicht.

Richtige Männer müssen sich prügeln

Als Pfeffer merkte, dass dieses «Übel» ihn befallen hat, war er 15 Jahre alt. Er besuchte die Sekundarschule, und irgendwie gefielen ihm die Knaben besser als die Mädchen. Als er realisierte, dass das, was er fühlte, Homosexualität war, kaufte er sich auf Eigeninitiative das Buch «Ein anderes Coming Out». Auf der letzten Seite fand er eine Auflistung von Therapeuten. Mit 17 Jahren begann seine Umpolung.

Renato Pfeffer versuchte zehn Jahre lang, seine Homosexualität zu therapieren

Die Theorie hinter der Therapie: Homosexuelle Männer hätten als Kind zu wenig Liebe vom Vater bekommen. Als Kompensation versuchten sie, diese Liebe auf sexuelle Art von anderen Männern zu erlangen. Auf der anderen Seite seien sie zu sehr bemuttert worden, darum würden sie auf Distanz zu Frauen gehen. «Erst später habe ich verstanden, dass man diese Diagnose wohl fast für jeden in unserer Gesellschaft auslegen kann», sagt Pfeffer.

Doch bis dahin suchte er mit seinem Therapeuten nach Erklärungen für seine Neigungen. Dir gefällt die Frisur des Mannes? Das ist, weil du mit deiner Frisur nicht zufrieden bist. Dir gefällt etwas, was du selbst auch hast? Du traust dich nicht, dich auf Neues, also Frauen, einzulassen. «Es wurde ein Konstrukt aufgebaut, in dem alles logisch erscheint.»

Pfeffer musste auch die heterosexuelle Praxis erlernen. Um zu sehen, wie Männer körperliche Liebe austauschten, musste er sich mit anderen Männern prügeln. Er spielte Fussball, obwohl er Fussball nicht ausstehen konnte. Er machte einen Salsa-Kurs, um Frauen auf erotische Art näherzukommen. Und er suchte sich drei Mentoren, die ihm halfen, seine männliche Heterosexualität wiederzufinden.

Kantone wehren sich gegen «Homo-Heiler»

1990 strich die WHO Homosexualität von der Liste der psychischen Krankheiten, doch die Behandlung von Homosexualität mittels Psychotherapien ist in vielen Ländern nach wie vor zugelassen. Auch in der Schweiz.

Die grosse Mehrheit der Psychologen ist sich heute einig, dass die sexuelle Orientierung nicht umgewandelt werden kann. Der Berufsverband der Schweizer Psychologinnen und Psychologen bezeichnet Konversionstherapien als «unethisch, menschenrechtsverletzend und gesundheitsschädigend».

2018 verbot Deutschland darum solche Therapien für Minderjährige. Daraufhin kamen deutsche «Homo-Heiler» in die Schweiz, hier bieten sie weiterhin Therapien an.

Nationale Bestrebungen, die Praxis auch in der Schweiz zu verbieten, scheiterten bislang. Letztes Jahr reichte der Zürcher Sozialdemokrat Angelo Barrile eine Interpellation im Nationalrat ein. Der Bundesrat sieht jedoch keinen Handlungsbedarf. Es gebe auch keine gesetzlichen Grundlagen dafür, schreibt er in seiner Antwort. «Das Behandeln einer Nichtkrankheit an und für sich ist kein Straftatbestand.»

Doch nun regt sich Widerstand aus den Kantonen. In Zürich hat die SP-Kantonsrätin Brigitte Rösli diesen Mai eine Motion mit der Forderung eingereicht, gesetzliche Grundlagen für ein Verbot von Konversionsbehandlungen zu schaffen. Die Kantone Genf und Waadt erarbeiten aktuell entsprechende Gesetze.

Homosexualität als Symptom einer Störung

Nach jahrelanger Therapie fühlte sich Pfeffer noch immer zu Männern hingezogen. Und innerlich zerrissen. Er träumte vom romantischen Bürgertum: eine Frau, zwei Kinder, ein Pfarramt, ein Haus auf dem Land. «Darauf arbeitete ich hin.» Erfolgsgeschichten von «geheilten Schwulen» gaben ihm Hoffnung.

Rolf Rietmann ist eine dieser Erfolgsgeschichten. Er sagt, er habe seine eigene Homosexualität hinter sich gelassen. Heute ist er verheiratet, hat eine Frau und zwei Kinder.

Rietmann ist Pfarrer und therapeutischer Berater bei Wüstenstrom Schweiz, der bekanntesten hiesigen Organisation für Menschen mit einer «konflikthaft empfundenen Sexualität». In der Schweiz gibt es eine Handvoll davon, praktisch alle kommen aus evangelikalen Kreisen oder arbeiten eng mit Freikirchen zusammen. Ihre Dienste bezeichnen sie als «Sexualberatung». Zahlen zu jährlich durchgeführten Umpolungstherapien gibt es nicht, da diese nicht als solche ausgewiesen werden.

Auch Rietmann bietet Konversionstherapien an, obwohl er sie nicht so nennen will. Auf seiner Webseite nennt er sie «seelsorgerische Beratung» auf Basis «therapeutischer und theologischer» Grundlagen.

Er sieht Homosexualität nicht als Krankheit, sondern als Symptom einer psychischen Störung. Geht man der Störung auf den Grund, so werde auch die Homosexualität verschwinden. Er selbst sagte 2004 in einem Interview, dass seine homosexuellen Gefühle «aus dem Wunsch nach Anerkennung, nach dem Gefühl, in der Männerwelt aufgenommen zu sein», entsprungen seien.

Gleichzeitig fordert er Toleranz für Gefühle von Schwulen, die unter ihrem Schwulsein leiden und sich ändern wollen. In ausschweifenden Erklärungen will Rietmann auf seiner Webseite aufzeigen, dass Sexualität nicht «starr» ist.

Eine Schule und ihre Ideologie

Im Mai und Juni dieses Jahres wurde Rietmann eingeladen, in Basel ein Referat zum Thema «Homosexualität» zu halten, zusammen mit Professoren der Staatsunabhängigen Theologischen Hochschule Basel (STH).

Die STH ist eine alternative Pfarrerausbildung neben dem klassischen Theologiestudium an den Universitäten. Zwar wird dieser Lehrgang vor allem von freikirchlichen Kreisen besucht, doch die Schule wurde 2014 als universitäre Institution durch die Schweizerische Universitätskonferenz akkreditiert, ihre Abschlüsse werden von der Landeskirche anerkannt. Wer zwei Semester an einer Universität anhängt, darf ein Vikariat machen und Pfarrer in der Landeskirche werden.

Und das passiert auch: Die Zürcher LGBTQ-Pfarrerin Priscilla Schwendimann oder der Stadtbasler Pfarrer Silas Deutscher studierten an der STH. Zurzeit studieren dort rund 100 Theologie-Studenten, an der Uni Zürich rund 350.

Rektor der STH ist Professor Jacob Thiessen. In seinem Buch «Schöpfung und Menschenwürde» beschäftigte er sich mit dem Thema Ehe und Homosexualität. Auf der letzten Seite schreibt er: «Dass Homosexualität nicht therapierbar sei, wie zum Teil behauptet wird, ist offenbar nicht richtig. Allerdings zeigt die (christliche) Praxis, dass die Therapie in der frühen Jugendzeit wesentlich einfacher ist als später.»

Bedeutet: Je früher eine homosexuelle Person mit der Konversionstherapie beginnt, desto mehr Chancen hat sie, «geheilt» zu werden.

Auch Armin Mauerhofer, Pfarrer und Seelsorger bei der FEG Zürich, sieht Homosexualität als «Missbrauch der Geschlechtlichkeit». Er war 1986 bis 2016 als Professor an der STH tätig. In seinem Buch «Pädagogik auf biblischer Grundlage» schreibt er: «Es ist sicherlich richtig, wenn die Eltern aufzeigen, dass Homosexualität nicht angeboren ist. Homosexuelle Gefühle entwickeln sich bei einem heranwachsenden Jugendlichen vor allem dann, wenn er die Beziehungen zu seinem Vater als schlecht oder belastend erlebt hat. Er ist nicht in der Lage, sich als Mann anzunehmen, und sucht doch gerne die Nähe der Männer. Er bewundert die richtigen Männer, und aus dieser Bewunderung wachsen schliesslich erotische Gefühle.»

Darauf angesprochen verweist Armin Mauerhofer auf das Arbeitspapier «Christlicher Glaube und gleichgeschlechtliche Orientierung», erstellt durch die Schweizerische Evangelische Allianz (SEA). Die SEA ist ein Verband evangelischer Gemeinden, bestehend aus etwa 640 lokalen landeskirchlichen und freikirchlichen Gemeinden.

Das Arbeitspapier geht von der gleichen Theorie wie Rietmann aus: «Die Erfahrung vieler Therapeuten zeigt, dass diese als fremd empfundene gleichgeschlechtliche Anziehung in den meisten Fällen nur ein Teil einer breiteren Palette von psychologischen Konflikten ist.» Im Kapitel «Einladende Alternativen» wird dann das Zölibat vorgeschlagen. Und im Fazit des Papiers steht: «Wir verlangen ein Ende der Diskriminierung von Beratern, welche Betroffene in ihrem Wunsch nach Veränderung begleiten.»

Die SEA schreibt auf Anfrage, dass das Papier inzwischen überarbeitet werde. Die neue Version möchte sie jedoch nicht publik machen. Man spreche sich gegen Konversionstherapien aus, befürworte aber kein Verbot: «Die Menschen sollen die Freiheit haben, christliche Begleitung in Fragen der sexuellen Identität in Anspruch zu nehmen.»

Rektor Thiessen schreibt in einer Stellungnahme, dass an der STH keine Seminare zu «Homosexualität» durchgeführt werden. Er verstehe sich als Bibelexeget und nicht als Therapeut. «Als Bibelexeget spielt es nicht so eine Rolle, welche Positionen ich vertrete, sondern dass Texte möglichst ihrem Sinn entsprechend ausgelegt werden.»

An der STH würden keine wissenschaftlich widerlegten Theorien verbreitet. Die Akkreditierung als Hochschule gewähre die Forschungsfreiheit. Zum Schluss empfiehlt er die Lektüre des Buches «Homosexualität gibt es nicht» von Andreas Lombard. «Damit gebe ich keine Beurteilung des Buches ab. Ich will nur zum Ausdruck bringen, dass es Ihre Entscheidung ist, wem Sie vertrauen wollen, dass wissenschaftlich etwas bewiesen ist.»

Auch Renato Pfeffer studierte an der STH. Er wechselte nach zwei Jahren jedoch an die Uni Basel für den Bachelor und schloss sein Studium in Zürich mit dem Master ab. In seinen Seminaren an der STH sei Homosexualität nie direkt ein Thema gewesen, sagt er. «Aber die Ideologie war weit verbreitet. Die meisten glaubten, dass Homosexualität geheilt werden kann.»

Therapie nach dem Prinzip «Betroffene helfen Betroffenen»

Die Berufsordnungen der schweizerischen Psychologie- und Psychotherapieverbände untersagen ihren Mitgliedern jede Form von Diskriminierung und weltanschaulicher oder religiöser Indoktrinierung. Wer diese Berufspflichten nicht einhält, kann vom Berufsverband ausgeschlossen werden. Doch Konversionstherapien werden vor allem von Therapeuten durchgeführt, die dem Berufsverband nicht angehören oder die in einer Freikirche als Seelsorger fungieren.

Oder sie werden von Organisationen wie «Wüstenstrom» durchgeführt, in denen keine Therapeuten arbeiten. Stattdessen kommt das «Betroffene helfen Betroffenen»-Prinzip zum Einsatz. Ein solcher Kurs dauert acht Monate. Woche für Woche werden Hausaufgaben gemacht, ein Ordner und ein Buch durchgearbeitet. In Gruppen von sechs Personen besprechen die Teilnehmenden je nach Kapitel ihre Beziehungen zur Mutter, zum Vater, zu ihren Geschwistern und Geliebten. Ziel ist, die Ursache für die eigene Homosexualität zu finden.

«Jede Erklärung bedeutete für mich damals eine Erleichterung. Schliesslich wurde mir suggeriert, dass ich deshalb von der Norm abgewichen bin.»

Manuela Uhlmann machte zwei Konversionstherapien

In einer solchen Organisation liess sich auch Manuela Uhlmann therapieren. Zwei Mal machte sie den Konversionskurs von «Living Waters», der Vorgängerorganisation von «Wüstenstrom». Zwei weitere Male war sie als Co-Leiterin dabei.

Die Ursache für ihre Homosexualität wurde Uhlmann so erklärt: Als eineiiger Zwilling sei sie in Symbiose aufgewachsen, wovon sie sich nicht habe trennen können. Nun suche sie diese Symbiose bei Frauen. «Jede Erklärung bedeutete für mich damals eine Erleichterung. Mir wurde ja suggeriert, dass ich deshalb von der Norm abgewichen bin», sagt Uhlmann, während sie in ihrem Garten in einem Zürcher Vorort sitzt.

Uhlmann ist eine rationale Frau, sie will die Dinge verstehen, ihnen auf den Grund gehen. Sie arbeitete 30 Jahre lang in einer Bank, heute ist die 52-Jährige selbstständig und hilft Menschen dabei, ihr Leben zu ordnen. Sie ist gut darin, Dinge anzupacken, zu sortieren. Sie hatte ihr ganzes Leben Zeit, sich darin zu üben.

Wenn sich die Sexualität abspaltet

Mit 30 Jahren trat Uhlmann der Pfingstgemeinde bei. In ihrem Hauskreis gab es eine junge Frau, sie freundeten sich an und zogen zusammen in eine WG. «Wir sind dann ziemlich schnell in eine lesbische Beziehung geschlittert», erzählt Uhlmann. «Es war seltsam: Wir haben die Nähe zueinander gesucht, wir haben uns geliebt, aber diese Liebe hat nur in unserer Wohnung stattgefunden. Sobald wir draussen waren, haben wir es nicht mehr gewusst.»

Hätte man sie auf der Strasse gefragt, ob sie lesbisch sei, sie hätte mit voller Überzeugung Nein gesagt. Heute kann sie das nicht mehr verstehen. «Wir haben beide gewusst, dass es nicht sein darf, und haben uns darum abgespalten. Wir haben aber auch nicht darüber nachgedacht, die Gemeinde zu verlassen – unsere Beziehung hat es ja gar nicht gegeben.»

Als die Freundin ein Jahr später schwer an Multipler Sklerose erkrankte, zog sie aus der gemeinsamen Wohnung aus. Die Ärztin sagte ihr, sie sei erkrankt, weil sie eine lesbische Beziehung führe, obwohl sie in der Pfingstgemeinde sei. Die Freundin wollte nicht mehr so weitermachen und suchte Hilfe in einer Bibelschule.

Uhlmanns Gemeinde merkte, dass es ihr immer schlechter ging. «Da musste ich bei den verschiedenen Gremien antraben. Weil es geht ja nicht, dass es mir schlecht geht, wenn alle Sünden bereinigt sind. Das war der Druck, weswegen ich mich für eine Konversionstherapie entschieden habe.»

Nach 16 Monaten Therapie war Uhlmann noch immer nicht klar, ob sie mit einem Mann oder einer Frau zusammen sein will, sie wusste nicht, ob sie jemals wieder eine Beziehung haben möchte. «Ich habe mich entschieden, diese Frage offenzulassen.» Sie vergrub sich in Arbeit und lebte als Dauer-single.

Den Kurs von «Living Waters» leitete sie, «weil da wirklich auch Heilung erfolgte». Nur der Fokus sei falsch gewesen. «Es brauchte keine Heilung von der Homosexualität. Wäre uns das klar gewesen, hätte der Kurs noch effektiver sein können.» Uhlmann muss lachen. «Ich wollte unterstützen, zeigen, dass es einen Ausweg gibt aus diesem schrecklichen Gefühl. Aber ob das heisst, die Beziehung aufzugeben, gab ich nicht vor.»

Ihre Brille verdunkelt sich von selbst, während die Sonne blendet: «Das Schlimmste am Ganzen ist, dass es immer noch Menschen gibt, die sagen, Homosexualität sei eine Entscheidung, die weggebenet werden kann. Ich habe viele gesehen, die daran zerbrochen sind, weil sie das Gefühl hatten, dass sie nie zu dem werden können, was man von ihnen verlangt. Auch ich hatte immer das Gefühl, nicht ganz «normal» zu sein. Und es hat mich viele, viele Jahre gekostet, herauszufinden, dass es «normal» gar nicht gibt.»

Auch der Therapeut sieht es ein

Sowohl Manuela Uhlmann wie auch Renato Pfeffer würden ein Verbot solcher Therapien unterstützen. Die Angst vor rechtlichen Konsequenzen sei wichtig, um diese Praxis einzudämmen. Auch der Verband Schweizerischer Freikirchen schreibt, dass er ein Verbot von Konversionstherapien bejaht. Denn: «Freikirchen bieten Seelsorge und Begleitung an und keine <Therapien>».

Als Renato Pfeffer die Konversionstherapie nach zehn Jahren abbrach, hörte auch sein Therapeut auf. Er sah ein, dass es nichts brachte. Nach seinem öffentlichen Outing auf Facebook wurde Pfeffer sofort von allen Ämtern innerhalb der Gemeinde entbunden. Dabei verlor er auch manche Freunde. Er sagt: «Die Freikirchen sehen sich als Minderheit, welche die Wahrheit erkannt hat. Sie versuchen, die Welt vor dem Zerfall zu retten. An der Spitze dieser Welt sind die LGBTQ-Organisationen, die versuchen, die göttliche Ordnung zu durchbrechen.»

Manuela Uhlmann lebt heute in einer eingetragenen Partnerschaft. Von der Pfingstgemeinde wurde sie ausgeschlossen, als sie nicht damit einverstanden war, dass einer Freundin der Eintritt verweigert wurde, weil diese rauchte. Ihren Glauben lebt sie heute für sich aus. «Ich muss immer schmunzeln, wenn Leute sagen, man entscheidet sich, lesbisch zu sein. Was für eine Idee!» Uhlmann lacht laut auf. «Wer würde sich denn entscheiden, in dieser Welt zu einer Randgruppe gehören zu wollen?»

Tagesanzeiger / 25.6.2021